

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Von der Muttersprache

[urn:nbn:de:bsz:31-339514](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339514)

## Von der Muttersprache.

Von Anfang an bis zum Thurmbau von Babel war nur eine Sprache. Bei jenem Monument der menschlichen Vermessenheit zerplitterte die Einheit. Es bildeten sich die Stammsprachen und jede derselben zweigte sich, je nach dem Charakter der Völker oder nach deren physiologischen Gestaltung, in Idiome aus. Ein Taubstummenlehrer versichert, daß die Sprachwerkzeuge eines Franzosen sich nicht zum Deutschreden eignen. Gottes Fluch hat sich von jeher als Gesetz offenbart, das in den geheimnißvollen Tiefen der Natur wurzelt, das sich bis in die geringste Faser des menschlichen Organismus verzweigt. Deshalb wird die Pädagogik die Bruchtheile der verschiedenen Sprachen ebensowenig zusammensetzen können, als die Arzneikunde das Weh von dem Weibe, die Industrie den Schweiß von dem Angesicht des Mannes wegwischen können.

In der ganzen Weltgeschichte steht nur ein Moment verzeichnet, wo die Sprachzerpitterung sich in Einheit auflöste, das geschah, als der heilige Geist am ersten christlichen Pfingstfeste die Erde berührte und den Jüngern die Zunge löste, also daß Jeder, aus all den versammelten Völkern, das Verständniß

von dem hatte, was der Jüngermund verkündigte. Da war die Sprache der Ewigkeit, in der sich alle Sprachen, alle Idiome der Erde einst auflösen werden, der Menschheit nahe gebracht worden. Aber in den gewöhnlichen Verhältnissen wird eben die Sprachverschiedenheit ihr Recht haben und will deßwegen berücksichtigt sein.

In der Familie erlernt das Kind die Muttersprache und die ist zwischen Basel und Weißenburg alles andere, nur nicht hochdeutsch, ja es ist solche Verschiedenheit zwischen dem Straßburger und dem Sundgauer, zwischen dem Kochersberger und Weißenburger Dialekt, daß man sich wundert, wie solche Verschiedenheit so nahe bei einander existiren könne.

Wenn wir ein Kind beobachten, dessen Geisteskräfte sich zu regen anfangen, fällt uns auf, wie das Bewußtsein sich nur allmählig aus der Traumwelt des Unbewußten entwickelt. Der Grund, auf welchem die Seele und der Geist mit der Außenwelt in Verbindung tritt, sind, nächst Blick und Geberde, die Laute, die das Kind von der Mutter Lippen hört. Das heißt die Muttersprache. Mit dieser vermählt sich der Gedanke, die Sprache wird zur Trägerin der Geisteskeime, sie wird deßhalb zur Grundlage, auf welcher der Geist sich entfaltet, sowie der Keim im Ei vom Ei, der Keim im Saatkorn von diesem getragen wird. Wenn bei Entwicklung des physischen Lebens jede Störung schädlich ist, so darf noch viel weniger der Geist bei seinem Erwachen und Heraustreten gehemmt werden. Die Verbindung zwischen Begriff und Ausdruck ist keine vollendete, wenn das Kind geläufig sprechen kann. Sie



soll sich vielmehr in dem Maße festigen, in dem das Kind durch die Außenwelt neue Eindrücke empfängt. Je mehr sich die Perspektive des Wissens erweitert, je mehr der kindliche Geist in sich aufnimmt, desto mehr soll auch der Abfluß der Gedanken erleichtert werden. Wo sich die Wasser versetzen, wo die Quelle sich verstopft, da thut's kein gut. Es ist Schaden für den Geist, wenn er seine Produkte nicht an's Tageslicht bringen darf, weil die Waare den obligaten hochdeutschen Umschlag nicht hat. Ist's bei dem Schüler zwischen Gedanken und Ausdruck richtig, so findet sich der Uebergang vom Dialekt zum Schriftdeutschen viel natürlicher, als wenn man dem Geist zu früh Gewalt anthut, indem man die Denkübungen mit dem Erlernen einer Sprache verbinden will.

Der Schüler soll seine Muttersprache mit in die Schule hinübernehmen. Es ist dies ein Band zwischen Haus und Schule. Wo da schroff abgebrochen wird, paßt sich der kindliche Geist nur schwer und widerstrebend in die Hand des Lehrers. Die Schule ist um des Hauses willen da, deßhalb soll sie den Hausdialekt nicht unterdrücken, sondern sie soll denselben hegen und pflegen, indem sie ihm einen edleren Charakter aufdrückt. Die Volkssprache soll nicht in der Niederung verjumpten, sie soll vielmehr in höherer Luftschicht ihre Weiße empfangen. Auch um dieser Ursache willen ist es notwendig, daß der Dialekt in der Schule berücksichtigt werde. Verläßt das Kind die Schule, so fällt das Hochdeutsche wie ein welkes Blatt ab. Der Dialekt tritt wieder in sein Recht. Wie schwierig wird dabei, die in Hochdeutsch erlernten Gegen-

stände in die Muttersprache einzukleiden! Manches Errungene wird dabei zum todten Kapital, das für's Leben keine Bedeutung hat. Ist das Wissen hingegen im Dialekt flüßig, so ergießt sich das Bächlein lustig über die Matte, besruchtet die Gräser und macht die lieblichen Blumen sprießen.

Für die Kleinkinderschule beanspruchen wir selbstverständlich die Muttersprache ohne jegliche Einschränkung.

Kommt das Kind in der Schule zum Lesen, so geschieht dies natürlich in der Schriftsprache, aber das Erzählen des Gelesenen wird im Dialekt viel lebendiger sein, als wenn man das Kind zwingt, hochdeutsch wiederzugeben, was es durch das Lesen empfangen hat. Der Anschauungsunterricht wird dann erst fruchtbar sein, wenn des Schülers Geist das zu besprechende Bild in lebendiger Färbung zurückwirft. Dies geschieht durch den Dialekt. Der Spiegel wird getrübt, wo das Kind mit dem Ausdruck ringt; nur wo es sich der gewohnten Muttersprache bedient, sprudelt der Gedanke dem Lehrer entgegen. Das Kopfrechnen wird sich im Dialekt gewiß viel fruchtbarer erweisen. Die Rechenaufgabe im Hest wird selbstverständlich in Schriftdeutsch gelöst. Sobald die Feder zum Studium dient, wird sie ohne Zwang den Gedanken in hochdeutsche Form kleiden. Die Zunge dagegen ist mit dem Gehirn, der Werkstätte wo die Gedanken entstehen, in allzu inniger Verbindung, um sich nicht dagegen zu sträuben, in Hochdeutsch wiederzugeben, was in der Muttersprache gedacht worden ist.

Für die Charakterbildung ist der Gebrauch des Dialekts von noch größerer Tragweite. Es gibt Leute, die auf die ein-



jächste Frage nur dann antworten, wenn sie die Zunge zwei Mal im Munde herumgedreht haben. Zu dieser schlimmen Gewohnheit erzieht man die Kinder, wenn man ihnen nicht erlaubt, sich der Sprache zu bedienen, an die sie gewöhnt sind.

Wir hörten einst eine Dame sich dahin äußern, daß man im Dialekt nichts Ordentliches, insbesondere nichts Distinguirtes sagen könne. Dabei kommt's nur darauf an, was man unter ordentlich und distinguirt versteht. Wir haben schon bedeutende Platiniden und Absurditäten hochdeutsch sagen hören, während uns viel gesundes Urtheil und nicht wenig Wiß und Humor im Dialekt entgegengebracht wurde. Dies befestigt uns in der Ueberzeugung, daß keiner Sprache das Vorrecht zukommt, an und für sich geistreich zu sein. Nur wo Geist darunter steckt, wird die Sprache vom Geisteshauch belebt. Wo nichts dahinter ist, da wird auch die feinste Sprachform zur hohlen Phrase.

„Daß Etwas darunter stecke“, ist wohl die Hauptsache, deswegen muß das Bestreben des Lehrers dahin gehen, daß ein lebendiger Schatz bei dem Kinde angelegt werde. Dazu hilft weniger das massenhafte Einführen. Noth thut's, daß das zu Erlernende tief in's Gemüth falle, damit es Fleisch und Blut und somit Eigenthum der Menschen werde. Was sich mit der Muttersprache verwebt, schmiegelt sich leichter und fester an, was man einmal zu eigen hat, das kann man, wenn's Noth thut, in eine andere Form, d. h. in's Hochdeutsche übertragen. Mögen unsere Pädagogen bedenken, daß von jeher die Waare mehr Werth hat als der Umschlag.

Maria Rebe.

